



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Verbeck, Otto: Marie Neander : Novelle. 4

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sehen, nun dann könnten sie ja auch selbst mit ihnen verhandeln, und der Agent wäre entbehrlich. Im Interesse des eignen Geldbeutels würde der Direktor seine Kräfte möglichst in der Nachbarschaft zu gewinnen trachten, und das wäre auch ganz in der Ordnung. Er würde ein wachsameres Auge auf die wandernden Truppen haben, die in seine Nähe kommen, und in deren Glend jetzt manches Talent zu Grunde geht, das bei anständiger Behandlung und tüchtiger Schulung „hoftheaterfähig“ werden könnte. Die Bühnen einer Provinz würden sich so zu einer Stufenleiter ordnen, auf der ein tüchtiger Künstler Aussicht hätte, mit anständigen Mitteln emporzukommen, wenn er nicht geradezu ein Pechvogel wäre.

Ob's je besser werden wird mit unserm Theaterelend? Wer kanns wissen! Aber wenn es besser werden soll, müssen wir uns antiken Zuständen wieder nähern. Nicht dadurch, daß wir unsre Jugend über Griechisch und Latein ihre Muttersprache verlernen lassen. Sondern dadurch, daß wir im Geiste der Hellenen die Erziehung als die wichtigste Bethätigung unsers Volkslebens nach innen erkennen lernen. Die Schule, die Presse und — die Bühne, das sind die großen Kulturkräfte unsrer Zeit. Die Schule soll unsre Jugend heranbilden, die Presse und die Bühne das ganze Volk, und alle drei sollen zugleich als Hüterin vor dem errungenen Bildungsgute unsers Volkes stehen. Da hätten sie wohl mehr und verständigere Beachtung verdient, als ihnen bisher zu teil geworden ist. Denn wo man ihnen besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, da lenkte sie sich bald allzu sehr auf rein äußerliche Dinge. Wie man bei der Schule eine lange Zeit nur über Gehalt und Titel der Lehrer geredet und gestritten hat, so scheint man jetzt bei der Bühne über den äußern Lebensverhältnissen der Mitglieder den Blick für das Ganze zu verlieren. Wollte Gott, daß im deutschen Reiche bald ein Geist einkehrte, der weniger am Stoffe klebte und tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen sich wenigstens Mühe gäbe!



Marie Neander

Novelle von Otto Verbeek

4



rofessor Neander ließ sich mit der gewohnten eleganten Gelassenheit in die Sofaecke niedergleiten, die ihm Doktor Weber schweigend angewiesen hatte. Nun saßen sie einander gegenüber.

Lieber Doktor, begann er, Sie wissen, wer mich heute zu Ihnen schickt? Gut. Ich meinerseits kenne die äußere Veranlassung zu dieser Sendung. Wieder gut. Da hätten wir die Einleitung überstanden. Nun

muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen. Sie wills nicht anders. Also: Vor — na, es sind noch keine vier Jahre — da machten wir eine Reise durch Italien, meine Tochter und ich, mehrere Monate. War sehr hübsch; ich sammelte eine Menge Stoff. Sie kennen ja zwei von den Bildchen, sie hat sie Ihnen gezeigt. Na ja. Wie es denn so geht, unterwegs — man lernt auch Menschen kennen, meistens Berufsgenossen — man trifft sich ja in einem fort; wird auch schnell intim. Auf Reisen geht das ja alles im Handumdrehen. So wars auch in Florenz mit dem jungen — na, nomina sunt odiosa — also auch ein Maler. Nur daß wir in ihm einen frühern Reisegefährten vom Jahr vorher wiederfanden, mit dem wir manche lustige Woche gemeinsam verbracht hatten. Wunderschöner Kerl, bezaubernder Junge. Dazu ein Genie, bischen leichtes Tuch, aber famos! Wir freunden uns also immer näher an, sehen uns täglich. Kein Wunder, daß Marie sich in ihn verliebte, und er sich in sie. Es war aber auch ein Paar, die zwei so zusammen — Sie haben keine Ahnung von dem Zauber, den das Mädel damals hatte. Kein Vergleich gegen jetzt, das heißt, ich meine — es war eben ganz was anders: so ein wildes, geniales, zigeunerhaftes Ding, sprühend, blühend, schönheitsfroh, lebensdurftig — na eben achtzehn Jahre, noch nie im Schatten gefessen. Und dazu nun dieser dalmatinische Feuerkopf — ich vergesse das nicht, den einen Abend auf der Terrasse, am Garten. Ich hatte ihr eine Mandoline gekauft, die hielt sie da im Schoß, griff darauf hin und her, huschte um die Melodie von neulich herum, sang sie dann so vor sich hin — es war ein spanisches Liebesliedchen — mit ihrer sonderbaren Stimme, so tief, weich, dunkel — bordeauxroter Sammet, wissen Sie. Und dazu die Beleuchtung, der glühende Abendhimmel über den Cypressen, über der weißen Balustrade, über dem dunkeln Köpfschen — toll, sag ich Ihnen — ein Bild! Der Junge, der Dings, saß denn auch da, ganz verzaubert. So mal' ich Sie! sagt er plötzlich. Ich hatte nichts dagegen. Er fing denn auch auf frischer That mit der Skizzirung an. Das Ding nahm dann seinen regelmäßigen Verlauf — das Malen, mein' ich. Das Bild wurde famos, wunderschön. Ich kontrollirte es zuweilen und war entzückt. Und da mir der status der Herzensangelegenheit zwischen den beiden sehr bald deutlich genug war, so hörte ich unter der Hand ein bischen herum nach seinen Verhältnissen. Guter Leute Kind, hieß es, Vermögen nicht großartig; aber der Junge hatte ja die Goldfische in seinem Malerpinsel sitzen. Also gut; die Wochen gehen so hin. Ich habe schließlich auch zu thun, viel zu thun, denke, es wird schon kommen. Zu meinem Erstaunen verzögert sich aber die Vollendung des Bildes. Zu meinem Erstaunen kommt es auch immer und immer noch nicht zu der bewußten Erklärung, die man schon lange erwartet hatte. Ich fange an, die Sache zu beobachten. Das Kind ist glücklich, das seh' ich, das heißt, ich sehe, daß sie sich nach ihm verzehrt, daß sie ausblüht, wenn er kommt, daß sie erlischt wie ein Licht, wenn er geht. Warum macht er kein Ende, der Schlingel,

denk ich, zum Donner! Mit dem Mädcl sowohl, wie mit dem Bilde! Nach dem Bilde frag ich ihn einmal, zweimal. Er weicht aus: nicht wohl gewesen, das Fräulein nicht bei Stimmung, oder so was. Das war natürlich dummes Zeug. Die Geschichte wurde mir unbehaglich. Ich merkte, daß seine Besuche feltner wurden, daß sich seine sonnengoldige Stimmung, die anfangs das ganze Haus durchleuchtet hatte, in ungleiche Laune umwandelte, und auch mein Mädcl gefiel mir alle Tage weniger. So hatte ich sie nie gesehen, so fieberhaft erregt, so tödlich abgesspannt. Besonders die gewisse starre Wehmut, mit der sie in letzter Zeit so vor sich hinbrütete, die war ich nun gar nicht an ihr gewöhnt. Ich versuchte, sie zum Reden zu bringen, machte einmal so eine tastende Andeutung. Da wurde sie blaß, sah mich verwirrt an und ging schweigend hinaus. Nun blieb mir nichts weiter übrig: ich mußte mir den Monsieur selber kaufen. Er hatte sich schon mehrere Tage nicht sehen lassen. Ich suchte ihn in seinem Atelier auf — er war nicht vorhanden, in seiner Wohnung auch nicht. So hinterließ ich denn das schriftliche Ersuchen um eine Privatunterredung zu morgen früh in meinem Hause. Er kommt nicht, aber ein Brief. Er ist abgereist, in der Nacht: Telegramm von zu Hause, Vater erkrankt, untröstlich, ohne Abschied fortzumüssen, bittet das Fräulein Tochter um ein freundliches Andenken, und aus wars. So, na. Marie sitzt mir gegenüber am Tisch. Hat sie die Handschrift auf der Adresse erkannt? Sie sieht mich an, als ich den Brief sinken lasse, mit einem Gesicht — Leben oder Tod? Er läßt dich vorläufig grüßen, Kind, sag ich. Sie spricht nicht, sieht mich nur an. Er meldet seine unvorhergesehene Abreise, fahre ich fort — ohne einen Laut fällt sie um. Ich trage sie aufs Sofa. Sie kommt wieder zu sich, sieht sich um, setzt sich mit einem Ruck aufrecht und sagt ganz heiser: Aber er kommt doch wieder? Ich denke doch, sag ich, und sie: Er muß ja wiederkommen! — Hat er dir was davon gesagt? frag ich. — Er muß wiederkommen, er hat mirs versprochen. — Was hat er dir versprochen? Daß er zurückkommt? Wußtest du denn von seiner Abreise? — Nein! jammert sie, gib mir den Brief! — Ich zögere. — Gib mir den Brief! ruft sie außer sich. Ich hole ihn vom Tische. Mir war schwül, aber besser schnell, denk ich, und gebe ihr ihn. Sie durchfliegt ihn, sie liest ihn zum zweitenmale, drückt ihn dann zusammen und bleibt weiß und starr sitzen, die Hände im Schoß, und schweigt. Endlich, nur um die scheußliche Stille zu unterbrechen, sag ich: Er kommt jedenfalls bald zurück. Da öffnet sie die Finger und läßt das Blatt zu Boden fallen. Nein, sagt sie ganz ruhig, ganz kalt, er kommt nie wieder. Und nun kann ich nur gleich — damit steht sie auf, streicht sich mit beiden Händen das Haar aus dem Gesicht und will an mir vorbei aus dem Zimmer. Wohin? ruf ich und halte sie fest. Sie macht sich los. Laß mich! Das geht dich nichts an. — Warum? frag ich entsetzt, denn mich packt eine schreckliche Ahnung. Da sieht sie mich nur an —

Bis jetzt hatte Weber in stiller, gespannter Aufmerksamkeit dageessen, den etwas gesenkten Kopf auf die Hand gestützt. Bei den letzten Worten richtete er sich gerade auf, seine Hände faßten die Stuhllehnen wie mit Klammern, seine Augen sprühten.

Berührt! stieß er hervor.

Neander nickte schweigend. Dann schlug er die Augen nieder. Er fühlte sich sehr unbehaglich.

Doktor Weber schob heftig seinen Sessel zurück und stand auf. Stumm, ruhelos ging er eine Weile im Zimmer auf und ab. Neander sah ihm bekümmert nach. Endlich trat der Doktor wieder zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte mit dumpfer Stimme: Ist Ihnen noch nie der Gedanke gekommen, daß Sie da ein ungetreuer Wächter gewesen sind? Das Kind hatte keine Mutter mehr.

Der alte Herr saß da, wie auf dem Armenfünderstuhl. Es gelang ihm nicht, dem flammend anklägerischen Blick seines bisher so ruhigen Zuhörers Stand zu halten.

Eine so klägliche Rolle spielen zu müssen, verdroß ihn sehr, aber er war klug genug, sich zu sagen, daß ein Herausreden, ein Beschönigen seiner Pflichtveräußerung jetzt übel angebracht wäre. Ich bitte Sie, lieber Freund, sagte er halblaut, mit bewegter Stimme, wen fragen Sie das? Was glauben Sie, in wieviel schlaflosen Nächten ich mich mit Selbstvorfürsungen zermartert habe? Wie ich mich gepeinigt habe mit der quälenden Erinnerung an all die Gelegenheiten, in denen sich das junge Ding in letzter Zeit selbst überlassen gewesen war! Hals über Kopf jagte ich die heuchlerische Duenna davon, die ich engagirt hatte, um Marie ins Atelier zu begleiten, und die, wie sich nun herausstellte, zweien Herren gedient hatte. Wär ich doch selbst mitgegangen! Ja wär ich, hätt ich! Aber was half das nun alles, es war ja zu spät!

Weber ließ sich wieder in seinen Sessel nieder. Er war bleich, und zwischen seinen Augenbrauen stand eine tiefe Falte. Natürlich, sagte er kurz, es war zu spät. Es ist auch heute zu spät, noch ein Wort darüber zu verlieren. Erzählen Sie weiter.

Der Professor mußte sich einen Augenblick sammeln. Diesem Gesicht gegenüber war es schwer, wieder ins rechte Fahrwasser zu kommen.

Was nun kam, ich meine zu allernächst, brauche ich Ihnen wohl nicht zu schildern. Ich könnte es auch wohl kaum. Ist mirs doch noch heute unklar, wie es mir damals gelang, ihre fassungslose Verzweiflung zur Ruhe zu bringen. Sie wollte aus dem Leben hinaus, aber sofort — es war gräßlich. Endlich, wie gesagt, hatte ich sie so weit. Aber es mag auch wohl ein gut Teil körperliche Erschöpfung gewesen sein, der Rückschlag, die Erschlaffung der überreizten Nerven. So lag sie denn still auf ihrem Bett und weinte so vor sich hin. Indessen machte ich mich eilends fertig. Um zwölf Uhr ging der Zug; ich wollte ihm

nach, dem Kerl, er sollte mir das Mädcl ehrlich machen, sofort nach der Hochzeit aber zum Teufel mit ihm! Bei seinen Wirtsleuten erfuhr ich, wohin er gegangen war. Aber es kam anders. Schon auf dem Bahnhofe so eine Unruhe — na, ums kurz zu machen: sein Zug war verunglückt, ein Zusammenstoß, drei Wagen zertrümmert, Tote, Verwundete. Man brachte sie herein, ich kam gerade zurecht, um ihn zu rekognosziren. Es war schon vorbei mit ihm.

Der Doktor hatte wieder still und mit gesenktem Kopfe zugehört. Jetzt schüttelte es ihn. Er seufzte tief auf. Mit ihm, sagte er dann halblaut, ja, aber mit ihr —

Sa, mit ihr — es war eine greuliche Botschaft — und erfahren mußte sie es doch! Nun daheim kommt mir das Dienstmädchen entgegen und fragt, ob ich denn schon wüßte: das schreckliche Eisenbahnunglück, und welcher Zug es denn gewesen wäre, das Fräulein habe schon gefragt. Ich hinein zu ihr. Sie sitzt auf ihrem Bett, ganz starr im Gesicht. Tot? ruft sie mir entgegen. Ich kann nicht sprechen. Sie errät aber wohl — na —

Er winkte mit der Hand, fuhr sich übers Gesicht, zog den Bart durch die Finger und strich ein paarmal über seine Kniee hin. Schauerhaft! sagte er dann unterdrückt. Zum Abend waren wir denn glücklich soweit: ein Gehirnfieber. Vier Wochen war sie in Lebensgefahr. Gott, wenn ich an das Phantastiren denke, wie sie schrie, wie sie weinte! Und dann zu andern Tagen wieder dieses unaufhörliche, halblaute Schwätzen. Unfern alten Arzt — übrigens ein Ehrenmann! — mußte ich ins Vertrauen ziehen. Sah er mich doch an, nachdem er ihr eine Weile zugehört hatte! Ich hab's auch nicht zu bereuen gehabt. Er besorgte uns eine Wärterin, die nur italienisch sprach und verstand. Denn das Unglückskind, denken Sie, redete in ihren Fieberträumen immer deutsch, nicht ein einziges italienisches Wörtchen lief mit unter. Merkwürdig, was? Da sie doch seit Monaten in Italien lebte und die Sprache vollkommen beherrschte. Aber das war unser Glück. So blieb das Geheimnis bewahrt. Als es endlich dann zur Besserung ging, und sie wieder klar aus den Augen sah, da war es mit dem Sterbenwollen vorbei, aber dafür verzehrte sie sich in einer jammervollen Unruhe. Fort wollte sie, um jeden Preis, weit fort, dahin, wo sie niemand kannte. Ich versprach ihr das, sie sollte nur Geduld haben, bis sie reisefähig wäre, sie war doch erbärmlich schwach. Aber es litt sie nicht, sie flatterte vor Aufregung und Angst. Ich zog den Doktor zu Rate. Der hätte sie auch gern noch ein paar Wochen unter den Augen behalten. Aber ihre Ruhelosigkeit, das sah er wohl, konnte nur schädlich wirken; denn über ihren Zustand war er als Fachmann nicht mehr im Zweifel. Und gerade der verlangte ja eine friedliche Seele, wenn nicht neues Unheil entstehen sollte. Sie mußte ihren Willen haben, um zur Ruhe zu kommen. Ich packte sie also eines Tages auf und ging mit ihr davon. An die Reise

will ich denken. Von der Hexerei haben Sie keine Idee. Weiter, weiter! war die Losung, wo ich auch anzuhalten versuchte. Ich hatte gehofft, in einem stillen, norditalienischen Nest Station machen zu können. Es giebt da so manchen verschwiegnen Fleck, wie Sie wissen. Nein, fort, weiter — aus Italien weg, sie wollte die Sprache nicht mehr hören. Also in die Schweiz. Aber Gott bewahre! Wie leicht konnte man da angetroffen werden! Zureden half nichts, es machte sie nur wild. Sie war in einem Zustande von Angst und Verbitterung zugleich — es war schauerhaft. Allzuviel Courage hatte ich auch nicht ihr gegenüber. Das „Hätt ich,“ das „Wär ich“ verfolgte mich Tag und Nacht. Ich fügte mich: also weiter, nach Kärnten, Steiermark, ins Ungarische hinein. Sie müssen sich das auf Wochen verteilt denken. Zuweilen machten wir doch Rast, das ewige Eisenbahngerüttel war ja zum Tollwerden. Aber noch nicht genug — in Klausenburg, in Siebenbürgen, da hatte die Marterfahrt ein Ende. Das war ihr endlich weit genug weg. Dort konnte man erwarten, nicht aufgestöbert, nicht erkannt zu werden. Ich gab sie für verwitwet aus, natürlich. Und so richteten wir uns ein. Von den nächsten Monaten lassen Sie mich schweigen. Angenehm waren sie nicht. Das Mädel war wie vertauscht, nicht mehr zu erkennen, eine fremde Person. Als Gesellschafter dieser in Bitterkeit und Abscheu getränkten Seele hab ich ein gut Teil meiner Schuld abgebüßt, das können Sie mir glauben. Und dazu die Angst: wie wirds ihr ergehen? Na, die Schreckensstunde kam auch endlich heran und ging gnädiger vorbei, als man gefürchtet hatte. Es war ein Mädchen —

In diesem Augenblicke klingelte es an der Thür. Der Doktor, der mit brennenden Augen dem Erzähler zuletzt die Worte vom Munde gelesen hatte, zuckte zusammen und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

Weiter, sagte er heiser, es blieb am Leben? wandte sich aber dann doch und horchte auf.

Eine jugendliche, helle, von Schluchzen unterbrochne Stimme sprach draußen, schnell, atemlos. Weber stand auf. Entschuldigen Sie, sagte er und ging hinaus.

Mit einem aufweinenenden: Ach lieber Herr Doktor! wurde er empfangen. Die wieder geschlossene Thür dämpfte den Ton eines in Absätzen jammernd hervorgestoßenen Berichts. Webers tiefe, gleichmäßige Stimme antwortete. Dann kam er wieder herein, begleitet von einem in Thränen aufgelösten halbwüchsigem Mädchen.

Nur ruhig Blut, liebes Kind, sagte er gütig zu der Schluchzenden, trat eilig an seinen Arbeitstisch und schrieb im Stehen ein Rezept.

Kommen Sie mal her, Gretchen! Er winkte sie zu sich. Sehen Sie hier, das tragen Sie hinüber in die Apotheke und warten drauf. Sie machen Ihnen das sofort. Zu Hause soll Papa zehn Tropfen davon abzählen, in ein halbes Weinglas Wasser. Verstanden? Papa solls abzählen. Sie können ihrs dann eingeben. Aber vorsichtig, nicht einfach hineingießen, sondern am

Mundwinkel mit dem Theelöffel einfüllen, dann läßt's innen am Backen entlang. Sonst verschluckt sie sich. Das zweitemal nimmt sie schon besser. So. Alles verstanden? Gut. In einer Viertelstunde komme ich nach. Bis dahin hat das Mittel zu wirken angefangen. Und nun — er strich ihr über die Wange — nicht so ängstigen. Das ist gar nicht nötig, und besonders nicht weinen! Thränen helfen der Mama nicht, aber eine besonnene kleine Tochter können wir brauchen. Nun laufen Sie! Ich komme gleich.

Kein Beben in seiner ruhigen Stimme, kein Zucken in seinem ernstem Gesicht verriet, daß er eben in fieberhafter Spannung einer Erzählung gelauscht hatte, die sein Herz erzittern machte. Sein Beruf verlangte ihn, und augenblicklich war er da, gelöst von allen persönlichen Empfindungen, nur Arzt, nur Helfer.

Das junge Mädchen atmete tief auf, nickte heftig, packte des Doktors Hand, drückte einen kindlich leidenschaftlichen Kuß darauf und schoß zur Thür hinaus.

Doktor Weber sah ihr mit leerem Blick nach. Von dem kleinen Ereignis hatte er scheinbar gar keinen Eindruck erhalten. Seine Gedanken fluteten in schwerem Anprall über die flüchtig gezogene Grenze zurück.

Neander erhob sich langsam aus seiner Sofaecke.

Da richtete sich der Doktor gerade auf, fuhr sich hastig durchs Haar, wandte sich um und kam zu seinem Gast zurück. Er ergriff seine beiden Hände, wollte sprechen, aber blieb stumm.

Bitte, gehen Sie jetzt, stieß er endlich hervor. Ich muß einen Augenblick allein sein. Ich bin — ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich das alles — aber das brauche ich auch nicht. Wie mag das arme Geschöpf gelitten haben! Und jetzt sitzt sie da und glaubt, ich — ich würde — aber ich will ihr selbst sagen — Er war völlig atemlos. — Bitte, gehen Sie jetzt. Sie wissen ja, ich muß erst dorthin. Die Kranke wartet. Aber das dauert nicht lange.

Er that ein paar Schritte, kam aber wieder zurück. Nur das eine sagen Sie mir noch, fügte er ängstlich, stockend hinzu, das Kind?

Sicher untergebracht, vorzüglich versorgt, sagte der alte Herr, indem er beruhigend mit der Hand winkte.

Weber that einen tiefen Atemzug: Ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen, bald!

Neander verabschiedete sich eilig. Er war im Grunde froh, fortzukommen, denn das war eine heiße Stunde gewesen. Und das Ergebnis? Nun, Marie konnte sich Glück wünschen: Ein wunderbarer Mensch! Jeder andre hätte gesagt: Verbindlichsten Dank — aber eine unverheiratet gewesene Witwe? Er dagegen! Alle Wetter, das nenn ich generös! Gut, daß ich ihn nur gleich wegen des Kindes beruhigen konnte. Na!

Er rückte an seiner Kravatte und zog den Rock zurecht: Schluß des fünften

Altes. Nun kann die Apotheose mit bengalischer Beleuchtung losgehen. Nur noch einen schwarzen Kaffee im Boulevard, und dann als liebender Vater in die Arme meiner Kinder!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sozialreform im Beamtentum. Daß der Handwerker gutes Werkzeug, der Chirurg gute Instrumente, der Gelehrte eine gute Bibliothek braucht, das weiß jeder, und wir würden ohne Bedenken den für einen Einfaltspinsel erklären, der da meinte, alle jene Leute könnten ebenso gut auch mit längst überwundenen Werkzeugen, stumpfen Messern und veralteten Büchern auskommen. Unsere öffentliche Meinung, die so stürmisch den sozialen Fortschritt verlangt und schnellere und größere Reformen fordert als die bisherigen, gleicht in gewisser Weise einem solchen Einfaltspinsel, denn sie vergißt ganz, zu prüfen, ob denn auch das notwendige Werkzeug zur Erreichung sozialer Fortschritte, ob unser Beamtentum in Staat, Gemeinde und Selbstverwaltung zur Durchführung solcher großen Aufgaben geeignet sei. Wie hoch man auch die Thätigkeit der Presse, der Parlamente, der politischen Vereine, der Einrichtungen der Selbsthilfe und einzelner eifriger Privatleute anschlagen mag: auf dem wichtigsten Gebiete der Sozialreform, dem Gebiete der Thätigkeit des Staats, der Gemeinden und der Selbstverwaltungskörper, kommt es doch schließlich vor allem auf den Beamten an. Bei ihm steht die Handhabung der Gesetze und zum großen Teil auch ihre Vorbereitung. Preussisches Beamtentum hat dem Bauer im Osten der Elbe im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert das Leben gerettet; kur-sächsisches Beamtentum hat im siebzehnten Jahrhundert den Stand des Gefindes und der ländlichen Arbeiter in Elend und Demütigung hinuntergedrückt. Ob heute die Sonntagsruhe zu einem Nichts zerlöchert oder aufrecht erhalten wird, ob eine friedliche Entwicklung auf Grund der gesetzlichen Freiheiten platzgreifen kann, oder ob die Massen durch Polizeischikane verbittert werden, ob einem so ungeheuern Übelstande, wie der Ausbeutung des Grund und Bodens in den größern Städten, ein Ende gemacht wird oder nicht, das hängt im wesentlichen doch vom Beamtentum ab, und deshalb ist es hohe Zeit, die ange deutete Prüfung vorzunehmen. Wir bilden uns natürlich nicht ein, eine so wichtige Frage in dem Rahmen eines kurzen Artikels erörtern zu können; aber auf einige der Reform dringend benötigte Punkte möchten wir doch aufmerksam machen.

Zung gewohnt, alt gethan: fang das Gute zeitig an! Die Universitätsausbildung unsrer künftigen Verwaltungsbeamten ist verkehrt. Der künftige Verwaltungsbeamte wird jetzt auf der Universität wesentlich juristisch gebildet, höchstens verlangt man von ihm ein paar oberflächliche volkswirtschaftliche Kenntnisse. Der Mann, der künftig einmal als Regierungsbeamter die Thätigkeit der Arbeitervereine zu überwachen und der Regierung über sie zu berichten, hat, oder der einmal als Bürgermeister über die hauliche Anlage ganzer Stadtteile ein entscheidendes Wort sprechen soll, muß zwar die Formeln des altrömischen Zivilprozesses sehr genau kennen und wissen, ob Numerius Megidius auf Grund einer Actio in factum oder